

Havelka, Miloš (Hrsg.): *Spor o smysl českých dějin 1895–1938* [Der Streit um den Sinn der böhmischen Geschichte 1895–1938].

Torst, Praha 1995, 866 S.

Der „tschechische Historikerstreit“ ist natürlich weniger bekannt als „der“ deutsche. Für die Tschechen war er gleichwohl von großer Bedeutung; er wurde mit Erbitterung und persönlichen Verunglimpfungen, unter meist erheblicher Anteilnahme der Öffentlichkeit und auch um eher „metahistorische“ Probleme geführt. Miloš Havelka, der dem Band eine kenntnisreiche Einleitung vorausschickt, hält den Einfluß Ernest Renans auf Masaryks Fragestellung (die Nation als Wahl, als Programm) zumindest indirekt für wahrscheinlich; jedenfalls hieß, die Sinnfrage zu stellen, die scheinbar selbstverständlichen Vorgegebenheiten zu problematisieren. Hinterfragt war nicht nur die Nation und ihre Geschichte, sondern auch der Modernisierungsprozeß, der vielfach als „Chaotisierung der kulturellen und sittlichen Werte“ erlebt wurde (Havelka). Dagegen berief sich Masaryk nicht auf die Geschichte als realgeschichtliche Kontinuität, sondern als (vermeintliche) Identität der geistigen Inspiration; seine Kritiker verstanden aber nicht immer, wieso seine „Tschechische Frage“ (erschien 1895) den herrschenden „übertriebenen Historismus“ anprangerte und zugleich die Verbindlichkeit der böhmischen Reformation für die moderne tschechische Identität reklamieren konnte; Masaryks Unklarheiten leisteten dem Mißverständnis allerdings Vorschub.

Scheinbar konsequenter war Masaryks einstiger realistischer Mitstreiter und spätere österreichische Minister, Josef Kaizl, der noch im selben Jahr mit seinem Buch *České myšlenky* (Tschechische Gedanken) gegen diese „unpolitische Politik“ einen nüchternen Säkularismus setzte. Das Religiöse und Kulturelle wollte der Liberale aus der „politischen Politik“ heraushalten; er spielte auch die Erinnerung an Hus als Faktor der tschechischen Wiedergeburt herunter. (Die unbeholfen-rechthaberische Antwort auf Kaizl in der Zeitschrift *Čas*, hier Masaryk zugeschrieben, stammt ihrem Argumentationsniveau nach mit großer Wahrscheinlichkeit von einem anderen Autor.) Havelka wirft interessanterweise den Zusammenhang mit dem parallelen Lamprechtsschen „Methodenstreit“ auf, der eine nähere Untersuchung wert wäre. Allerdings waren in Böhmen die Fronten insoweit verschoben, als Masaryk zwar auch als Soziologe auftrat, aber nicht sozialgeschichtliche Fragen behandelte, sondern geschichtsphilosophische Postulate, während die Goll-Schule der Vergangenheit ihre Rechte lassen, aber die legitimatorische Kraft absprechen wollte.

Die „zweite Runde“ des Streits begann 1910 mit einem unkritisch-bewundernden Aufsatz des Ernest Denis-Übersetzers Jindřich Vančura über Masaryks Verdienste um die tschechische Geschichtsschreibung, wogegen sich die Goll-Schüler, Kamil Krofta und Josef Pekař, ironisch verwehrt: weder sei Masaryks Beitrag zum Streit um die Handschriftenfälschung in den 1880er Jahren entscheidend gewesen, noch könne von einem Weiterwirken der Ideen der Brüder-Unität in späteren Jahrhunderten, und vor allem beim tschechischen „nationalen Erwachen“, die Rede sein. Es folgten fulminante Verteidigungsschriften zugunsten Masaryks aus der Feder Jan Herbens (1912), die sich u. a. gegen den Wissenschaftspositivismus der Goll-Schule, auch ihren aristokratischen Akademismus als vermeintlich doppelbödigen Opportunismus, wandten, und Masaryk als Erben einer Tradition der sittlichen *Wahrhaftigkeit*, auch des öffentlichen Engagements, erscheinen ließen.

Es ist unmöglich, über alle Beiträge der heftig und persönlich geführten Debatte zu berichten, die von Havelka in ihrer ganzen Breite wiedergegeben wird; die Positionen insbesondere Pekařs (*Masaryks tschechische Philosophie*, 1912) sind ja nicht ganz unbekannt: etwa seine Betonung des Unterschieds zwischen Herder und der Brüder-Unität des 16. Jahrhunderts; Josef Dobrovskýs aufklärerisch motivierte Verurteilung des Religionsfanatismus zeuge nicht eben von großem Verständnis für die hussitische Epoche etc. Die Wahrheit zu verteidigen, sei eine schöne Sache, aber welche Wahrheit ist gemeint? mokiert sich Pekař. Nicht ganz abzuweisen war seine These, daß Masaryks Kampf gegen die Romantik sich selbst auf romantische Voraussetzungen stütze, etwa die Lehre vom Volkgeist und vom „slawischen Demokratismus“; der eigentliche Überwinder der romantischen Geschichtsauffassung ist danach nicht Masaryk, sondern der kritische Positivist Goll. Nebenbei: 1952 hat man einen durchaus beachtenswerten Beitrag des späteren kommunistischen Schulministers Zdeněk Nejedlý von 1913 zum Sinnstreit wiederabgedruckt. Nicht entstellt, aber doch nachhaltig zensiert – etwa um Stellen, die dem nach 1945 verfeimten Pekař rechtgeben. Ansonsten plädiert Nejedlý 1913 für ein Nebeneinander von historischer Empirie und moralisch-teleologischer Geschichtsphilosophie.

Nach 1918, teils unter dem Eindruck von Masaryks politischem Erfolg, setzt eine dritte Runde des Streits ein, die außer zahlreichen Wiederholungen auch neue methodologische Akzente bringt. Emanuel Rádl betont in seiner Broschüre von 1925, daß historische Tatsachen weitgehend das Ergebnis begrifflicher Konstruktion sind, was einem philosophisch unbeschlagenen Positivismus entgeht; wohl auch, daß Vorstellungen wie dem Patriotismus, historisch unterschiedliche Bedeutung zukommt: der aufgeklärte Patriotismus von Dobrovský oder der Landespatriotismus des böhmischen Adels sind natürlich anderer Art als jener der Sprachnationalisten. Vor allem interpretiert Rádl Masaryks Geschichtskonzeption als eine Art augustinischen Dualismus der Wahrheitssucher und Bekenner auf der einen und der Indifferenten und Angepaßten auf der anderen Seite: in einem sehr großzügig gefaßten Gegeneinander von „Reformation“ und (moralisch doppelbödiger) „Gegenreformation“. Ein anderer Philosoph, J. L. Fischer, läßt Geschichte überhaupt nur als *Projektion* gelten. Für ihn ist Masaryks Wendung zur böhmischen Geschichte das Ergebnis seiner Ratlosigkeit angesichts des modernen Skeptizismus und Relativismus. Nicht anders der bekannte Literaturtheoretiker F. X. Šalda (1928/29), nach dessen lebensphilosophischer Über-

zeugung ein Übermaß an historischem Wissen allein die Schaffenskraft lähmt: das abschreckende Beispiel sind für ihn die historischen Romane Alois Jiráseks. Jedenfalls komme der Historiker nicht um das Werturteil herum.

Auch Pekař kommt noch mehrfach zu Wort, etwa mit der kritischen These, Masaryk verwechsle *Sinn* und *Inhalt*, historische Ideen mit nationalen Aufgaben. Als kosmopolitische Selbstpreisgabe galt Pekařs Meinung, die Nationalgeschichte könne nie einfach aus sich heraus interpretiert werden (was Palacký und Masaryk wohl auch nur tendenziell taten): jede Etappe sei, wenn nicht „unmittelbar zu Gott“, so doch immer nur aus europäischen Einflüssen und Zusammenhängen ihrer Zeit verstehbar. Eine weitere Häresie: Pekařs Bild der hussitischen Revolution wird – nicht ohne Zusammenhang mit Gegenwartserfahrungen – immer negativer. (Die selbstgerechte Antwort des fast 80jährigen Präsidenten blieb, nach Meinung des Rezensenten zu Recht, bis 1992 im Manuskript.)

Von den übrigen Beiträgen des Quellenbandes lohnen die theoretisch beschlagenen Aufsätze des tschechischen Sowjetologen der ersten Stunde, Jan Slavík. Slavík wirft Pekař (1929, 1931) eine naiv-naturalistische Vorstellung von der Vergangenheit vor: nicht nur Archivfunde, auch neue Kulturideen könnten *neue Tatsachen* produzieren. Slavík rezipiert insbesondere Max Webers Erkenntnislehre und soziologische Anregungen; er gelangt so zu neuen Fragestellungen in Sachen Nationalität, Demokratie, Revolution, historischer Zufall etc. Dabei dürfte die Realgeschichte der folgenden Dezentennien in manchem eher dem intuitiven Empiriker (Pekař) als dem soziologisierenden Geschichtstheoretiker (Slavík) rechtgegeben haben – wenn Geschichte überhaupt jemandem „rechtgibt“: Slavík erschien Pekařs Erwartung einer allgemeinen Ermüdung an Demokratie und Sozialismus absurd. Auch Slavíks denunziatorischer Abdruck von Pekařs Adreßkonzept an Kaiser Karl (Mai 1917), in dem er die Notwendigkeit betont, das Reich aus dem verderblichen Krieg schnell herauszuführen und ihm auf der Grundlage von Recht, Demokratie und Menschlichkeit neue Kraft zu geben, wird wohl heute unbefangener gelesen, als 1931: nach Slavík war es Ausdruck einer durch den Krieg widerlegten Geschichtsphilosophie, während Masaryks Erfolg nicht zuletzt die Frucht einer besseren wissenschaftlichen Methode gewesen sei. Slavík lebte allerdings noch bis 1978.

Der Quellenband ist ein überaus brauchbarer Spiegel vierer Jahrzehnte tschechischen historisch-politischen Denkens, gleichwohl einer – wie mir scheint – weitgehend antiquierten Problemstellung.